

Michael Rosenthal

WOHIN

WOLLEN WIR?

Grundriss einer guten Gesellschaft



Inhalt

1	Ausgangspunkt	7
2	Wohin wollen wir? – Eine Annäherung	15
2.1	Wollen	16
2.2	Wir	19
2.3	Wohin	32
2.4	Allgemeingültigkeit	34
2.5	Grenzen	38
3	Die Interessen des Menschen	41
3.1	Das Hexagon-Modell	42
3.2	Affekte	45
3.3	Gesundheit und Schmerz	54
3.4	Nahrung und Klima	57
3.5	Landschaft und Heimat	61
3.6	Bewegung und Ortswechsel	65
3.7	Anschluss, Intimität, Partnerschaft	68
3.8	Macht, Freiheit, Status, Neid	88
3.9	Leistung, Flow, Neugier, Selbstverwirklichung	103
3.10	Selbstwert	110
3.11	Wirksamkeit	113
3.12	Selbsterhaltung und Reproduktion des Organismus	114
3.13	Replikation der Gene	120
3.14	Glück	122

4	Zielkonflikte	129
4.1	Umgang mit Zielkonflikten	130
4.2	Konkrete Zielkonflikte und Lösungsvorschläge	152
5	Das Paradies	175
5.1	Der Blick hinüber	176
5.2	Paradies – Was ist das?	179
6	Folgen für unser Handeln	183
6.1	Freiheit und Einfluss	184
6.2	Schädigung nichtmenschlicher Lebewesen	196
6.3	Partnerschaft	208
6.4	Abschneiden im Vergleich mit anderen	214
6.5	Materielle Güter und Arbeit	228
6.6	Glück	256
6.7	Zusammenfassung	263
	Anmerkungen	267
	Quellenverzeichnis	279

2 Wohin wollen wir? – Eine Annäherung

Wohin wollen wir? Diese Frage stellt eine griffige, jedoch etwas zu saloppe und zu wenig eindeutige Formulierung dessen dar, worum es im Folgenden gehen soll. Frage ich: »Wo wollt ihr hin?«, so kann ich mich am Bahnsteig nach dem Reiseziel von Wartenden erkundigen. Meine Nachbarn, die ich an der Grundstücksausfahrt treffe, antworten mir möglicherweise, sie fahren einkaufen. Und zwei Schülerinnen könnten mit dieser Frage von einem Lehrer angehalten werden, während sie einem dringenden Bedürfnis folgend zur Toilette rennen.

Bevor wir nach Antworten suchen können, müssen wir uns zuerst darüber Klarheit verschaffen, wonach wir eigentlich genau fragen. Dazu sollen die drei Bestandteile der Frage *Wohin wollen wir?* detailliert beleuchtet werden.

Das Verb *wollen* bezieht sich natürlich nicht nur auf eine Ortsveränderung, wie sie in den oben genannten Beispielen zum Ausdruck kommt. Es geht in einem sehr allgemeinen Sinne um Interessen. Welche Kategorien von Interessen dabei zu berücksichtigen sind, dazu gleich mehr.

Wichtig ist es, die Bedeutung des Subjekts der Frage – also des *wir* – zu klären. Es geht ausdrücklich nicht nur um mich als jeweils Einzelnen, es geht um uns. Aber wer sind *wir*? Die eigenen Familienangehörigen und engen Freunde, Menschen eines bestimmten Geschlechts,

einer bestimmten Ethnie oder Nation, oder alle Menschen? Oder sind auch Tiere und Pflanzen gemeint?

Auch das *Wohin* unseres Strebens kann weit oder eng gefasst werden. Stecken wir unsere Ziele zu hoch – wollen wir etwa mit dem »Gummiboot bis nach Alaska« – ist die Gefahr groß, nicht anzukommen. Andererseits werden Ziele, die man gemeinhin als realistisch bezeichnet, schnell von unseren Wünschen überholt. Es bedarf folglich eines Konzeptes, das sowohl Nah- als auch Fernziele angemessen berücksichtigt.

2.1 Wollen

Beginnen wir mit dem *Wollen*. Dieser Begriff soll all das einschließen, wonach man sich als Lebewesen ausstreckt, unbewusst oder bewusst, aktuell oder latent, was wir bedürfen und begehren, was uns glücklich macht oder wonach wir uns sehnen. Dies sind nicht identische Phänomene. Gemeinsam ist ihnen jedoch die aktivierende Ausrichtung des Lebensvollzugs auf einen Zielzustand, der vom wollenden Wesen angestrebt wird⁹. Als Ausdruck, der abstrakt genug ist, um all das zu umfassen, bietet sich der Begriff des Interesses an¹⁰. Innerhalb seiner weiten Bedeutung kann mit verschiedenen Unterbegriffen versucht werden, Differenzierungen vorzunehmen: z. B. Strebungen, Bedürfnisse, Motive, Ziele, Wünsche, Wille.

Strebungen werden als rein vegetativ-körperliche Eigenschaften beschrieben, die der Aufrechterhaltung der körperlichen Integrität dienen und keine Bewusstheit oder mentale Beeinflussbarkeit voraussetzen. Sie finden sich bei Mikroorganismen, Pflanzen, Tieren und Menschen, nicht aber bei lebloser Materie, wie Steinen oder Gewässern. Bei Pflanzen zählen hierzu die Aufnahme von Wasser und die Wendung ihrer Blätter ins Sonnenlicht, bei Säugetieren beispielsweise

die Regulation des Temperatúrausgleichs sowie die Abwehr schädigender Mikroorganismen mit Hilfe des Immunsystems.

Bedürfnisse sind allein Menschen und Tieren zu eigen. Sie haben eine stärker mentale Komponente. Die Mangelzustände, die ihnen zugrunde liegen, können empfunden werden, z. B. als Durst, Müdigkeit oder Kältegefühl. Zeitpunkt und Umfang der Befriedigung von Bedürfnissen sind in gewissen Grenzen mental beeinflussbar.¹¹ In bestimmten Kontexten wird zwischen materiellen und immateriellen Bedürfnissen oder zwischen Existenz-, Kultur- und Luxusbedürfnissen unterschieden. Aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht können sich Bedürfnisse im Bedarf konkretisieren und bei entsprechender Kaufkraft als Nachfrage nach Gütern wirksam werden¹².

Im Fall von Bedürfnissen reicht die Wahrnehmung innerer Defizitzustände aus, um Verhalten zu initiieren. Der Wunsch, Nahrung zu sich nehmen, entsteht allein schon dadurch, dass man Hunger verspürt. Bei Motiven ist das anders. Unter Motiven versteht man in der Psychologie zeitlich stabile Präferenzen, die Erfahrungswissen darüber enthalten, welche Handlungen erfolgversprechend sind und welche Affekte aus einer Zielerreichung bzw. Zielverfehlung folgen. Motive werden erst in einer motivthematisch passenden Situation angeregt.¹³ (Ein Rätsel lösen etwa will man erst dann, wenn man auf ein solches stößt.) Es braucht immer äußere situative Anreize, um Motive zu aktivieren.

Der Mensch besitzt zweierlei Arten von Motiven – man sagt deshalb auch, er habe ein duales Motivsystem¹⁴. Die untere Ebene wird von impliziten Motiven gebildet. Sie entstammen einer Persönlichkeitsschicht, die der Selbstreflexion und der bewussten Kontrolle häufig nicht zugänglich ist. Sie bewirken eher spontanes Handeln, sind aber auch für zeitlich überdauernde Verhaltenstrends verantwortlich. Implizite Motive verfügen über eine große Kraft. Einmal aktiviert generieren sie die Emotionen, aus der menschliches Handeln einen

großen Teil seiner psychischen Energie bezieht. Unterschieden werden die drei Basismotive *Anschluss*, *Macht* und *Leistung*. Sie sind universell, d. h. nahezu bei jedem Menschen anzutreffen, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung. Ergänzt und überformt werden implizite Motive durch ein zweites, kognitiv und kulturell beeinflusstes Motivationssystem. Explizite Motive spiegeln die Selbstbilder, Werte und Ziele wieder, mit denen sich eine Person bewusst identifiziert. Sie existieren in unbegrenzter Zahl und sind gänzlich lernabhängig bzw. sozialisationsbedingt. Durch ihren reflexiven Charakter haben sie eine lenkende Funktion. Sie ermöglichen es, vorausschauend zu planen und haben entscheidenden Einfluss darauf, in welchem Lebensbereich und durch welche Verhaltensweise ein implizites Motiv zum Ausdruck gebracht wird.

Zu guter Letzt der Begriff des Willens: Harry Frankfurt gewinnt ihn, indem er verschiedene Arten von Wünschen unterscheidet¹⁵. Wünsche erster Stufe sind für ihn solche, die sich auf Handlungen beziehen. Man möchte etwas tun oder nicht tun. Jene Wesen, die nur Wünsche erster Stufe haben (darunter fallen dem Philosophen zufolge alle Tiere, kleinen Kinder und manche Erwachsene), machen sich nicht die Wünschbarkeit ihrer Wünsche selber zum Gegenstand. Nur Personen können, was ihre Vorlieben und Zwecke angeht, gern anders sein wollen, als sie sind. Sie bilden Wünsche höherer Ordnung, die sich auf Wünsche niedrigerer Ordnung beziehen. Man kann sich etwa wünschen, nicht länger von einem übermäßigen Appetit auf Süßes beherrscht zu werden. Innere Konflikte folgen. Greife ich zu oder schaffe ich es, meinem Heißhunger nicht nachzugeben? Einer der beiden Wünsche wird die Oberhand gewinnen und zu einer entsprechenden Handlung führen. Der sich durchsetzende, handlungswirksame Wunsch stellt den Willen der Person dar.

Bei dieser formalen Untergliederung wollen wir es belassen. Im Rahmen der inhaltlichen Beschreibung menschlicher Interessen (Kap. 3) wird sich der Fokus auf diejenigen unter ihnen richten, bei denen sich ausgeprägte Gemeinsamkeiten zwischen Individuen feststellen lassen: das ist bei Strebungen, Bedürfnissen und impliziten Motiven der Fall. Explizite Motive, Wünsche zweiter Ordnung und Willensentschlüsse werden an späterer Stelle von Bedeutung sein, wo wir auf Zielkonflikte zwischen Interessen unterschiedlicher Lebewesen eingehen (Kap. 4). Ausklammern werden wir konkrete, subjektiv sehr unterschiedliche Ziele und Wünsche: Welche Sportart man treiben möchte. Ob man eine Vorliebe für Origami oder Kreuzworträtsel hat. Interessen, die in den Bereich des persönlichen Geschmacks gehören, sind zu vielgestaltig, um hier thematisiert zu werden.

2.2 Wir

Nachdem wir einen Überblick über die unterschiedlichen Arten von Interessen gewonnen haben, wenden wir uns nun denjenigen Wesen zu, die Interessen besitzen. Wie wir gesehen haben, ist das bei allen Lebewesen der Fall, vom Mikroorganismus bis hin zum Menschen. Gehören sie deshalb aber alle zu diesem *Wir*, um das es in der eingangs gestellten Frage gehen soll? Nähern wir uns der Antwort schrittweise. Den Ausgangspunkt nehmen wir beim einzelnen menschlichen Individuum. Die Beschreibung seiner Interessen wird einen breiten Raum einnehmen.

Egoismus

Bei dem Individuum stehen zu bleiben und *wir* als *jeweils ich* zu verstehen, ist eine Möglichkeit. Die Frage, wohin wir wollen, würde dann

bedeuten, jeder fragt, wohin er selbst will. *Ich will* stünde damit im Mittelpunkt.

Ein Mensch, der »alle Zwecke auf sich selbst einschränkt« und »keinen Nutzen worin sieht, als in dem, was ihm nützt«, heißt bei Immanuel Kant moralischer Egoist¹⁶. Dieter Haller definiert den Egoismus als »das Vertreten des Eigenwohls eines Individuums gegen das Gruppenwohl«¹⁷. Wenn es zu einer Konfrontation zwischen den Interessen des Einzelnen und einer Gruppe kommt, entscheidet sich der Egoist bewusst und strategisch für ein Handeln gegen das Wohl anderer. Ringt auf diese Weise jeder gegen jeden, wird letztlich der Stärkere und Klügere seinen Willen durchsetzen.

Rücksichtnahme

Findet man diese Lösung nicht zufriedenstellend, müssen alle Beteiligten die Bereitschaft mitbringen, die Interessen anderer nicht zu ignorieren, sondern sie in geeigneter Form zu berücksichtigen. Wie weit man den Kreis derjenigen Lebewesen zieht, gegenüber denen man bereit ist, Rücksicht zu nehmen, dazu gibt es ganz unterschiedliche Ansätze.

a) Verwandte, Bekannte und Fremde

Ihren natürlichen Neigungen entsprechend beziehen Menschen gemeinhin wenigstens das Wohl ihrer nächsten Angehörigen in ihre Entscheidungen ein. Es liegt im »egoistischen« Interesse von Genen, ihre Replikation nicht nur über den Körper, dessen Teil sie sind, sondern auch über den von Verwandten zu fördern¹⁸. Diese Form des Altruismus trägt allerdings nicht sehr weit. Die soziale Grundformel der Verhaltensforscher Wolfgang Wickler und Uta Seibt verdeutlicht dies: $Z \times r > E$. Dieser Regel zufolge leistet man Hilfe nur dann, wenn aus genetischer Perspektive die Vorteile die Nachteile

überwiegen. Die Unterstützung eines anderen bringt womöglich Einbußen (E) für die Gene des Hilfspenders mit sich (durch die Rettung eines Menschen gerät man unter Umständen selbst in Gefahr). Einem Menschen zu helfen, kann andererseits aber auch vorteilhaft sein. Die Rettungsaktion führt zu einem Zuwachs (Z) der Ausbreitungschancen seiner Gene. Je größer der Verwandtschaftsgrad (r) zwischen beiden Personen ist, desto stärker kommt dieser Zuwachs den Genen des Retters selbst zugute. Für meinen Bruder dürfte ich folglich viel eher bereit sein, in die Bresche zu springen als für einen Menschen, mit dem ich nicht oder nur entfernt verwandt bin. – Oder wie der Volksmund sagt: Blut ist dicker als Wasser.

Diese beschriebene Ungleichbehandlung – eine nepotistische Bevorzugung bestimmter Personengruppen – kann sich auch auf Menschen erstrecken, die nicht zur Verwandtschaft gehören. Entscheidend ist, ob diese Person zur »Wir-Gruppe« bzw. »inneren Gruppe« gehört¹⁹ und damit als Partner für einen wechselseitigen Altruismus gelten kann. Das bedeutet: Man unterstützt den anderen, erwartet aber später Hilfe in ähnlicher Größenordnung zurück. Voraussetzung dafür sind soziale Verhältnisse, in denen Menschen über längere Zeit gemeinschaftlich zusammenleben, sie sich also persönlich kennen und es zu regelmäßigem Geben und Nehmen kommt.

Fremde zählen definitiv nicht zu diesem *Wir*. Friedrich Thießen skizziert unsere natürliche Einstellung Fremden gegenüber in drastischen Worten:

»Einen Grund fair zu sein, gibt es nicht. Fremde sind potentielle Konkurrenten um Lebensräume. Verhaltensweisen ihnen gegenüber umfassen ein großes Spektrum: Es reicht vom friedlichen Ignorieren bis hin zu gewaltsamer Aneignung von Ressourcen, Vertreibung und Tötung.«

b) Ethnie und Nation

Wo sich aus den Kleingruppen der Jäger- und Sammlerkulturen größere Gesellschaften bildeten, musste der Kreis des *Wir* ausgedehnt werden, um auch jenseits von Verwandt- und Bekanntschaft den Zusammenhalt der Gruppe zu gewährleisten. Die Identität größerer sozialer Gruppen gründet sich u. a. in der Zugehörigkeit zu Stämmen, Ethnien oder Nationen.

Geblichen ist die Abgrenzung zu Fremdgruppen, deren Interessen nicht geachtet werden. Das eigene Territorium wurde auf Kosten fremder Völker ausgedehnt. Zur Inbesitznahme von Gebieten trat wie im Kolonialismus die Herrschaft über die ortsansässige Bevölkerung.

Die Betonung des ethnischen oder nationalen Wir-Gefühls fiel häufig mit einer Abwertung von Fremden innerhalb oder außerhalb des Staatsgebiets zusammen. Dies führte zur Diskriminierung von Menschen anderer Ethnien, wie den Schwarzafrikanern in den USA, den Armeniern im Osmanischen Reich oder den Rohingya in Myanmar. Im Rahmen einer völkischen Weltanschauung kam es ausgehend von der Vorstellung einer verschiedenen Wertigkeit von Rassen so weit, den »Sieg des Besseren, Stärkeren« und die »Unterordnung des Schlechteren und Schwächeren« zu fordern. Versteht sich, wie Adolf Hitler in *Mein Kampf* formuliert, eine »höchste Rasse als Herrenvolk«, fühlt sie sich berechtigt, »in den Besitz dieser Erde« zu gelangen und andere Ethnien auszulöschen.

c) Freie Männer, Sklaven und Frauen

Auch innerhalb des sozialen Nahbereichs kann es Personengruppen geben, die nicht als gleichwertig anerkannt werden. Ihnen billigt man es nicht zu, ihre Interessen nach eigenem Ermessen zu verfolgen, sondern ordnet sie denen einer höherwertigen Gruppe unter.

Sklavenhaltung und Patriarchat ziehen sich durch die Jahrtausende. Aristoteles begründet in seiner *Politik*, warum er davon ausgeht, dass es zwischen Menschen »von Geburt eine Scheidung« gibt. Freie Männer können »mit dem Verstand weitblickend fürsorgen«. Daneben gibt es Menschen, die über keine bzw. nur in geringerem Umfang über Vernunft verfügen; »da sie nur Sinneswahrnehmungen haben, folgen sie den Affekten«. Ein solcher Mensch »ist von Natur Sklave«. Der vernunftbegabte Freie hingegen, so Aristoteles, »herrscht von Natur«. Der Sklave ist ihm als »belebtes Stück Besitz« eine Art Werkzeug, über das er »despotisch herrschen muß«. Die Frau besitzt zwar die Fähigkeit zu praktischer Vernunft, aber nicht in vollem Maße. Deshalb ist »das Weibliche das Geringerwertige« und der »Hausherr gebietet auch über die Gattin«²⁰.

Ein erster Schritt zum Abbau derjenigen Schranken, die Menschen nach ihrer Wertigkeit scheiden, erfolgte zur Zeit der Aufklärung. Die *Virginia Declaration of Rights* von 1776 stellte fest: »Alle Menschen sind von Natur aus in gleicher Weise frei und unabhängig und besitzen bestimmte angeborene Rechte«. Die praktische Anerkennung der Gleichheit von Sklaven und Frauen war damit allerdings lange Zeit noch nicht verbunden. Auch wenn die Sklaverei inzwischen weltweit offiziell abgeschafft ist, haben moderne Formen wie Menschenhandel, Zwangsprostitution und Zwangsarbeit bis heute überlebt. Und auch Frauen sind in vielen Ländern immer noch weit davon entfernt, über die gleichen Rechte zu verfügen wie Männer.

d) Tiere

Als nächster Gruppe von Wesen, die Interessen besitzen, wenden wir uns den Tieren zu. In jüdisch-christlicher Tradition war zu Beginn der Schöpfung der Verzehr von Fleisch nicht vorgesehen. Erst

der Sündenfall zerbrach das Vertrauensverhältnis zwischen Mensch und Tier. Danach war das Fleischessen gestattet.²¹ Dem Markusevangelium zufolge hat Jesus unreinen Geistern erlaubt, in eine Herde von Schweinen hineinzufahren, wonach diese sich in den See stürzten und ertranken. Der Kirchenvater Augustinus schloss daraus, es sei bloßer Aberglaube, vom Schlachten von Tieren zurückzuschrecken²². Er folgt hier Aristoteles, der davon ausgeht, dass die »Tiere um der Menschen willen« da sind²³. Für Kant ist denn auch nur die grausame Behandlung (nicht das Töten selbst) problematisch – aber nicht der Tiere, sondern der Menschen wegen, deren Mitgefühl nicht abgestumpft werden soll, was die Moralität im Verhältnis zu anderen Menschen schwächen könnte. Letztlich, so stellt er fest, »kann der Mensch sonst keine Pflicht gegen irgend ein Wesen haben, als bloß gegen den Menschen«²⁴.

Mit dieser Aussage mochte sich Arthur Schopenhauer nicht abfinden. In seiner *Preisschrift über die Grundlage der Moral* wettet er gegen Kant. Dieser habe »allein die eigene werthe Spezies« berücksichtigt, da für ihn Vernunftfähigkeit »die Bedingung ist, unter welcher ein Wesen Gegenstand moralischer Berücksichtigung sein kann«. Zuvor hatte schon Jeremy Bentham die Interessen von Tieren in den Fokus gerückt. Entscheidend sei nicht die Vernunft-, sondern die Leidensfähigkeit: »Die Frage ist nicht, ›Können sie logisch denken?‹ oder ›Können sie sprechen?‹, sondern ›Können sie leiden?‹«. Auch für Peter Singer hängt das Recht eines Lebewesens auf gleiche Berücksichtigung seiner Interessen damit zusammen, ob es in der Lage ist, zu leiden oder Freude bzw. Glück zu erfahren. Dies ist bei Schweinen, Rindern, Hühnern und Schafen der Fall. Deshalb fordert er eine vegetarische Lebensweise. Die Grenze zieht der australische Ethiker »irgendwo zwischen Krabben und Austern«, dort, wo die Zweifel hinsichtlich der Schmerzfähigkeit überwiegen.

e) Pflanzen

Der Pathozentrismus geht davon aus, dass nur empfindungsfähige Wesen ethisch relevant sind. Von ihm unterscheidet sich eine biozentrische Haltung, der zufolge auch einfache tierische Organismen und Pflanzen eine Berücksichtigung ihrer Interessen verdienen. Vertreter dieser Haltung sind rar. Der Hinweis auf pflanzliche Interessen wird eher als Scherz geäußert. Der Waldbau-Professor Jürgen Bauhus etwa verfasste zum 1. April 2015 eine Petition für eine artgerechte Baumhaltung.

Man kann jedoch auch ernsthaft danach fragen, aus welchem Grund die Moral auf Menschen und eventuell Tiere zu beschränken sein soll. Die Moralphilosophin Angela Kallhoff geht vom Begriff des Gedeihens aus. Alle Organismen kennen optimale Lebenszustände. Tendenzen, diese aktiv zu verwirklichen, lassen sich auch bei Pflanzen beobachten. Sie verfügen zwar über kein Empfinden. Deshalb kann man bei ihnen nicht von Bedürfnissen bzw. Wünschen sprechen. Dennoch zeigen sie Strebungen, die darauf gerichtet sind, einen – bemessen an den Möglichkeiten des Lebewesens – »vollkommenen« Zustand zu erreichen. Ihr aktiver Versuch eines gelungenen Lebensvollzugs verdiene Kallhoff zufolge moralischen Respekt. Dieser Respekt sollte, wie der Förster Peter Wohlleben fordert, unseren Umgang mit Pflanzen ändern und die moralischen Grenzen zu den Tieren einreißen.

Wie der kurze Überblick zeigt, kann das *Wir* auf verschiedene Art und Weise gefasst werden. Die Unterschiede zwischen Wohlleben, Aristoteles und Hitler bleiben beträchtlich. Gibt es für einen Egoisten überzeugende Gründe, die für die eine oder andere Variante sprechen?

Erkenntnisse aus der Spieltheorie scheinen zumindest eindeutig gegen einen kurzsichtigen Eigennutz zu sprechen. Verfolgt jeder ausschließlich seine individuellen Interessen, kann sich ein Zustand

einstellen, in dem alle im Vergleich zu einer kooperativen Strategie schlechter dastehen. Ein klassisches Beispiel dafür ist das Gefangenendilemma: Hier haben zwei inhaftierte Komplizen die Wahl zu leugnen oder zu gestehen. Gesteht einer und leugnet der andere, erhält der Geständige eine Haftstrafe von nur einem, der Leugnende hingegen eine von sechs Jahren. Gestehen beide, weil sie nur an den eigenen Vorteil denken, müssen sie jeweils für vier Jahre ins Gefängnis. Halten sie jedoch zusammen und leugnen beide, bedeutet dies für jeden nur zwei Jahre Haft. Das beste Ergebnis für alle besteht folglich in der Kooperation.

Dieser Schluss erscheint naheliegend, doch kann er den Egoisten nicht überzeugen. So hängt der öffentliche Nahverkehr zwar davon ab, dass ihn dessen Nutzer durch den Kauf von Fahrkarten finanzieren. (Würden alle Schwarzfahren, könnte keiner fahren.) Doch für den Egoisten folgt daraus nicht, selbst eine Fahrkarte zu kaufen. Die Kooperativität *aller* ist für jeden nämlich nur die zweitbeste, die Kooperativität *der anderen* hingegen bei eigenem eigennützigem Verhalten für jeden die beste Lösung²⁵. Klugheitsabwägungen führen demnach zur Strategie des Trittbrettfahrens: Der Einzelne versucht, an den Kooperationsgewinnen anderer teilzuhaben, ohne die Kooperationslasten selbst mitzutragen²⁶.

Warum er Rücksicht auf die Interessen anderer nehmen sollte, können wir dem Egoisten gegenüber nicht rational begründen. Vermutlich lässt sich aus Verstandessicht kein überzeugendes Argument dafür finden. Auch wenn diese Rücksicht in einem anderen Sinne *richtig* ist. An der Stelle, wo der Weg, der hier beschrieben werden soll, von dem des Egoisten abzweigt, gibt es einen Bruch. Darüber führt kein Argument. Hier sind wir mit unserer Person gefordert, einen Schritt zu tun. Raus aus dem Gleis, auf dem wir allein fahren, in ein neues Gleis, auf dem wir mit anderen unterwegs sein können.

Für manche moralischen Empfindungen hat bisher nur die religiöse Sprache einen adäquaten Ausdruck gefunden. Darauf wies Jürgen Habermas 2001 in seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels hin. *Umkehren* gehört dazu. Dieser Ausdruck findet sich unter anderem im Buch des Propheten Jona. Nachdem dieser den Menschen von Ninive ins Gewissen geredet hatte, *kehrten sie um* »von ihrem bösen Weg«. Und als Jesus von Nazareth das Evangelium – die Frohe Botschaft – zu verkündigen begann, rief er als erstes dazu auf *umzukehren*.²⁷

Umkehr steht am Anfang. Eine Neuorientierung im Sinne eines *Umdenkens*, wie man den entsprechenden griechischen Ausdruck *metanoia* wörtlich übersetzen könnte, ist eine Entscheidung. Eine gute Gesellschaft lässt sich nicht denken ohne die prinzipielle Bereitschaft, unsere egoistische Lebenseinstellung gegen den Widerstand unserer Natur zu ändern. Zu diesem Pfadwechsel bereit zu sein, ist Voraussetzung für eine positive Zukunft.

Wenn dieser Schritt getan ist, kann uns eine menschliche Fähigkeit helfen weiterzugehen. Immer noch offen ist die Frage, wessen Interessen wir für unser Handeln als relevant anerkennen. Grundlage der Anerkennung kann die Übernahme fremder Perspektiven sein. Intentionen von anderen nachempfindend verstehen zu können, das ist die Leistung menschlicher Empathie. Wir sind nicht gänzlich eingeschlossen im Universum unserer jeweils eigenen Gefühle, Bedürfnisse und Gedanken. Wir können andere sehen, uns in sie einfühlen. Dieses Verstehen selbst führt nicht zwangsläufig zur Rücksichtnahme. In den letzten Jahren wurde verstärkt auf die dunklen Seiten der Empathie hingewiesen²⁸: Die Fähigkeit, sich in andere hineinzusetzen, ist eine Voraussetzung auch für die gezielten Erniedrigungen und Grausamkeiten eines Psychopathen. Empathie ermöglicht uns Einblicke in das Leben der anderen. (Sie ist ein Werkzeug, ein Hilfsmittel. Wie durch

ein Fernglas sieht man durch sie das, was vorher zu weit entfernt war.) Wofür wir diese Information verwenden, muss jedoch bereits vorab entschieden sein. Uns soll diese Wahrnehmung zeigen, welchen Wesen gegenüber eine Haltung der Rücksichtnahme angebracht erscheint.

Menschen sind zwar grundsätzlich fähig zur Empathie, die tatsächliche Perspektivenübernahme ergibt sich jedoch meist nur in konkreten Situationen. Vermeidet man diese, schließt man etwa vor dem Leid eines anderen die Augen (wie es die Redewendung treffend in ein Bild fasst), dann hält man sich davon ab, seinen Blickwinkel zu übernehmen – möglicherweise, um das eigene Verhalten nicht ändern zu müssen. Wir können uns hingegen auch willentlich Erfahrungen aussetzen, die das einführende Verstehen eines anderen Wesens erleichtern: Rollenspiele in Schulklassen vermitteln eine Vorstellung davon, wie sich Außenseiter fühlen mögen. Das Kennenlernen anderer Kulturen kann uns den sympathischen Menschen in der Hülle fremder Sprache, Religion und Sitten erkennen lassen. Bernard Nathansons Kurzfilm *Der stumme Schrei* ermöglicht es dem Zuschauer, die Abtreibung vom Standpunkt eines ungeborenen Kindes aus zu sehen. Dokumentationen über Massentierhaltung oder Schlachthöfe öffnen einem die Augen für das Leid von Tieren. Bei Pflanzen wird es da schon schwieriger. Sie reagieren einfach zu langsam. Ihre Langsamkeit überfordert unsere Empathiefähigkeit. Als wir noch geduldig und neugierig waren, als Kinder auf der Fensterbank Samen keimen ließen, da haben wir es vielleicht noch gehäht: Was sich hier aus der Samenschale schält, sich entfaltet, der Sonne zuwendet, Wasser bedarf und sich nach oben streckt, das ist etwas Wachsendes, etwas Lebendes, wie wir selbst. Wer wäre auf die Idee gekommen, die kleine Pflanze herauszureißen? Aber auch heute noch können wir ähnliche Erfahrungen machen, wenn wir im Zeitraffer verfolgen, wie die Keimblätter aus einer harten Eichel-

hülle brechen, sich die Wurzeln einer Bohne durch den Boden schlängeln oder junge Sonnenblumen sich wie im Takt hin und her wiegen.

Eben haben wir erfolglos versucht, den Egoisten mit vernünftigen Gründen davon zu überzeugen, dass auch andere zählen, nicht nur er selbst. Dort, wo der Eigennutz mit einer Entscheidung überwunden ist, könnte man die Frage auch in die andere Richtung wenden: Gibt es plausible Argumente dafür, bestimmte Wesen mit Interessen von einer Rücksichtnahme auszuschließen? Sklaven, Frauen und ethnische Minderheiten können wir hoffentlich überspringen. Auch wer glaubt, die Belange von Tieren ignorieren zu dürfen, begibt sich heutzutage argumentativ auf dünnes Eis. Wie verhält es sich aber mit niederen Tieren, Pilzen, Bakterien und Pflanzen? Wie wir oben bereits besprochen haben, fallen die Strebungen, über die sie verfügen, unter den Oberbegriff des Interesses: Es existieren für das Wesen optimale Zustände, die es aktiv zu verwirklichen sucht.

Rücksichtnahme sollte nicht davon abhängen, ob dem Wesen Eigenschaften wie Vernunft oder Sprachfähigkeit zukommen, darin sind sich Tierrechtler einig. Warum aber muss man Schmerzen empfinden können, um wichtig genommen zu werden? Etwas Negatives kann einem auch ohne Schmerzgefühl widerfahren. Tiere kann man betäuben, bevor sie geschlachtet werden. So sterben sie, ohne Schmerzen zu empfinden. Wenn man trotzdem vor dem Schlachten zurückschreckt, warum sollte man dann glauben, das Töten schmerzunempfindlicher Pflanzen sei unproblematisch? Auf der anderen Seite kann Schmerz auch mit positiven Ereignissen – der Geburt eines Kindes etwa oder der Kariesentfernung beim Zahnarzt – verbunden sein. Hier nimmt man Schmerz bewusst in Kauf, um bestimmte Ziele zu erreichen.

Schmerzempfinden ist *ein* Mechanismus, der der Erhaltung des Lebens dient. Pflanzen verfügen über andere Mechanismen (beispielsweise der Ausscheidung von Harz zur Abwehr von Borkenkäfern, dem

Verschluss von Wunden mit speziellem Gewebe, dem Schutz gegen Fressfeinde durch Dornen oder eingelagerte Giftstoffe). Lebewesen versuchen auf unterschiedlichste Weise, ihr Leben zu erhalten. Dass es nur ein Mechanismus sein sollte, der darüber entscheidet, ob dieses Streben Rücksicht verdient, ist nicht einsichtig. Der Wert des Lebens hängt nicht von der Fähigkeit zur Schmerzerfahrung ab. Keines der Wesen, bei denen Prozesse und Strukturen erkennbar sind, die ihrer Selbsterhaltung bzw. Reproduktion dienen, kann mit guten Gründen von einer Rücksichtnahme ausgeschlossen werden. Sie alle haben Interessen und streben auf ihre eigene Weise danach, ihr Leben zu erhalten. Daraus lässt sich der Appell ableiten: Alle Lebewesen sind in das *Wir* einzuschließen.

Uns sind Grenzen darin gesetzt, diesem Aufruf gerecht zu werden, keine Frage. Sie werden uns in den folgenden Kapiteln immer wieder begegnen. Hüten sollten wir uns aber davor, diese Forderung nur deshalb beiseitezuschieben, weil wir nicht sehen, wie wir sie umsetzen können. Auch die Plantagenbesitzer der amerikanischen Südstaaten wandten sich gegen die Sklavenbefreiung. Sie wollten sich nicht vorstellen, ohne Sklaven ihre wirtschaftliche Existenz zu sichern. Trotzdem war die Forderung nach Abschaffung der Sklaverei richtig. Manchmal öffnen sich neue Wege, wie die Mechanisierung im Baumwollanbau oder veganer Fleischersatz. Manchmal bleibt es bei einer Schuld, die als solche anzuerkennen ist.

Äußerer und innerer Kreis

Nach der Forderung, alle Lebewesen unter dem *Wir* zu vereinigen, lässt sich die Unterscheidung in einen äußeren und einen inneren Kreis dennoch nicht vermeiden. Ihren Grund hat sie in dem Umstand, dass Rücksicht zwei Seiten hat: Objekt und Subjekt. Man kann passiv zum Objekt rücksichtsvollen Verhaltens werden, aktiv aber auch selbst

Rücksicht üben. Demjenigen, der umgekehrt ist, wird zwar daran liegen, auf *alle anderen Lebewesen* Rücksicht zu nehmen. Andererseits ist die Umkehr selbst – also die Bereitschaft zur eigenen Rücksichtnahme anderen gegenüber – nur *wenigen Lebewesen* möglich. Als Menschen sind wir prinzipiell fähig, uns gegen den eigenen Egoismus zu entscheiden. Hühner haben diese Fähigkeit nicht. Auch wenn sie als Junghennen unter der Hackordnung zu leiden hatten, besitzen sie als ausgewachsene Tiere nicht die Freiheit, in der Konkurrenz um Futter zugunsten schwächerer Tiere zu verzichten.

Alle Lebewesen gehören zum äußeren Kreis des *Wir*. Das heißt, sie werden durch den, der *wir* sagt, möglichst nicht an der Befriedigung ihrer Interessen gehindert. Dort, wo der Mensch Rücksicht nimmt, lassen sich durch ihn verursachte direkte oder indirekte Schädigungen vermeiden (das Töten von Tieren etwa oder die Verschmutzung der Umwelt). Nichtmenschlichen Lebewesen ist damit natürlich geholfen. Wenn wir als Menschen die »Rolle des Tyrannen« aufgeben und andere Arten als »souveräne Gemeinschaften« in Ruhe lassen, wie es Tierrechtler fordern²⁹, wird es ihnen allerdings nur geringfügig besser gehen. Untereinander tyrannisieren sie sich weiterhin. Das Fressen und Gefressen-werden bleibt. Selbst zwischen Pflanzen herrscht alles andere als Frieden. Photosynthese betreibende Lebewesen konkurrieren um Licht, Wasser und Nährstoffe. Die Natur ist grausam. Sie besteht aus einem egoistischen Gegeneinander von Genen, Organismen und Verwandtengruppen. Dass sich dies ändern könnte, ist schwer vorstellbar.

Innerhalb des äußeren Kreises lässt sich ein deutlich kleinerer, innerer Kreis des *Wir* abgrenzen. Er umfasst alle Menschen. Die Abgrenzung erfolgt nicht, weil die Interessen etwa eines Hechtes weniger gelten. Nur von einem Menschen kann man allerdings erwarten, dass er der Einladung zur Umkehr folgt und selbst Rücksicht übt. Nur Men-

schen können sich dafür entscheiden, den Weg des Egoismus zu verlassen. Nur sie können Wünsche höherer Ordnung bilden, die ihre natürlichen, eigennützigen Interessen relativieren. Dem Wohl des Hechtes dient es zwar, nicht als Speisefisch verzehrt zu werden. Er selbst aber ist nicht in der Lage, ebenfalls auf das Fressen des Friedfisches zu verzichten. Bereit sein für einen neuen, *gemeinsam* begehbaren Weg, das kann nur der Mensch. Wo dem Huhn keine Alternative offensteht, vermag der Mensch, die Nachteile von Hack- und Rangordnungen einzusehen und das Streben nach Überlegenheit abzulehnen. Nur innerhalb dieses inneren Kreises, nur dort, wo Rücksicht grundsätzlich auf Gegenseitigkeit treffen kann, ist ein harmonisches Miteinander vorstellbar.

2.3 Wohin

In diesen letzten Worten zeichnet es sich bereits ab: Was wir wollen, ist viel, sehr viel. Man könnte entgegnen, eine solch weitreichende Zielstellung sei gerade im schlechten Sinne des Wortes *utopisch*, nicht realistisch also. Doch keiner dieser und ähnlicher Einwände soll das Wohin unserer Ausgangsfrage schon zu Beginn einschränken. Erst fragen wir, wohin wir als menschliche Gesellschaft überhaupt, letztendlich wollen. Fesseln, die uns gebunden halten, spielen später eine Rolle.

Das Fernziel, das wir ins Auge fassen, ist ein idealer Zustand der menschlichen Gesellschaft, in der möglichst viele Interessen Erfüllung finden. Am Ende steht hierbei kein gleichbleibender Dauerzustand. Wir wollen keine andauernde Sättigung. (Manche denken womöglich an Szenen des Überflusses und Überdrusses aus dem Märchen *Schlaffenland*.) Was wir wollen, ist ein Leben, in dem Bedürfnisse stärker werden, Befriedigung finden, wieder nachlassen und nach einer gewissen Zeit erneut spürbar werden. Vorfreude, Genuss und Entspannung wechseln einander ab.

Die Befriedigung bestimmter Interessen schließt sich gegenseitig aus, leider. Es können nicht alle Weltmeister werden – wie sehr sie sich auch anstrengen. (Fälle wie diese werden wir in Kapitel 4 noch im Detail besprechen.) Im inneren Kreis des *Wir* darf man aber auf Einsicht hoffen: Menschen können einsehen, dass sie von einigen Maximalzielen, die sie als Einzelne haben, abrücken müssen, um das Maximalziel einer guten Gesellschaft erreichen zu können.

Statt sich an Maximalzielen zu orientieren, wäre auch eine Konzentration auf Minimalziele denkbar. Dies liegt insbesondere dann nahe, wenn es Menschen in vielerlei Hinsicht schlechtgeht. Martha Nussbaum etwa suchte nach einer Methode, um die Lebensqualität in Entwicklungsländern bewerten zu können. Bisher beschränkte man sich dabei vor allem auf ökonomische Kennzahlen. Sie hingegen ging von der Idee eines der Menschenwürde gemäßen Lebens aus und listete eine Reihe grundlegender menschlicher Fähigkeiten auf, die berücksichtigt werden müssen.³⁰ Für Zwecke wie diese ist die Definition eines Minimums ein erster, wichtiger Schritt. Die maximale Konzeption des Guten allerdings, deren Grundriss schließlich Kapitel 5 zusammenfassen wird, reicht weiter. Sie will eine bessere Zukunft vorstellbar machen, die über die Bewältigung von Hunger, Gewalt und Benachteiligung hinausgeht.

Bei der Beschreibung eines idealen Zustandes kann man dann aber nicht stehenbleiben. Uns war von Anfang an daran gelegen, dass die Welt tatsächlich eine bessere wird. Folglich sind die maximalen Ziele unserer Vorstellungswelt auf die Bedingungen der Gegenwart herunterzubrechen. Aus Fernzielen werden Nahziele abgeleitet. Dieser Aufgabe widmet sich Kapitel 6.

Wohin wollen wir? Inzwischen dürfte klargeworden sein, wie diese Frage zu verstehen ist. Im Mittelpunkt steht der Mensch. Um andere Lebewesen geht es dort, wo ihnen Schaden durch Menschen droht.

Beschrieben werden sollen Interessen, die den Menschen gemeinsam sind. Das Ziel besteht darin, diese so aufeinander abzustimmen, dass alle Beteiligten sie weitestgehend befriedigen können. Der Weg dorthin ist weit. Deshalb versuchen wir, uns Zwischenziele zu stecken.

2.4 Allgemeingültigkeit

Wonach wir fragen, wissen wir jetzt. Was können wir jedoch von einer Antwort erwarten? Kann es überhaupt die *eine* Antwort für uns alle geben? Sich dazu einladen zu lassen, auf die Interessen anderer Rücksicht zu nehmen, ist eine Sache. Wenn man auf diese Weise *wir* sagt, bestände zumindest Aussicht auf ein Leben in friedlicher Koexistenz. Die Frage jedoch, wie stark Menschen in ihrem Wollen übereinstimmen, ist noch mal ein anderes Thema. Ähneln sich unsere Interessen überhaupt in einem Maße, dass man von einem gemeinsamen *Wir wollen* sprechen kann?

Im Zeitalter der Postmoderne kann man daran Zweifel haben. Unterschiede werden in den Vordergrund gerückt, Heterogenität betont. Die Gesellschaft wurde mit einem Archipel verglichen: Es existiere eine Vielzahl voneinander getrennter Inseln. Jede habe ihre eigene Diskursart, so heißt es bei Jean-François Lyotard, ihre eigene Rationalität und Lebensform. Übereinstimmung passt da schlecht ins Bild. Ein universelles Konzept guten Lebens mit dem Anspruch auf allgemeine Gültigkeit ist für eine Gesellschaft nicht vorstellbar, die durch eine fundamentale Pluralität der Standpunkte gekennzeichnet ist.

Lyotards Bild des Archipels betont den Aspekt der Verschiedenheit. Beziehen wir es auf die Interessen einzelner Menschen, werden wir auf den ersten Blick Parallelen feststellen. Menschen unterscheiden sich in dem, was sie wollen. Die einen mögen Rosenkohl, die anderen finden ihn widerlich. Es gibt Menschen, die viele Freunde wünschen und

andere, denen wenige genügen. Die einen liegen gern auf der faulen Haut, die anderen suchen ständig nach neuen Herausforderungen. In ihren Interessen unterscheiden sich Menschen, wie sie sich auch in ihrem Aussehen unterscheiden. Jeder Mensch ist einzigartig. Keine zwei Menschen gleichen einander völlig.

Sehen wir genauer hin, dann fällt jedoch auf, dass die Unterschiede zwischen Menschen im Vergleich zu den Gemeinsamkeiten bedeutungslos sind. Stellen wir uns einen Menschen neben einer Antilope, einem Fisch und einer Hummel vor. Die körperliche Gestalt mit zwei Beinen, zwei Armen, einem Kopf, der aufrechten Haltung und der geringen Behaarung ist charakteristisch für uns Menschen. Unterschiede in der Körpergröße, Leibesfülle, Haarfarbe und den Gesichtszügen erscheinen demgegenüber unbedeutend. Selbst kulturbedingte Unterschiede wie Kleidung oder Haartracht fallen da nicht ins Gewicht. Im Hinblick auf die menschlichen Interessen verhält es sich ähnlich. Humanethologisch lässt sich belegen, dass wir Menschen uns selbst über die verschiedenen Kulturen hinweg in wesentlichen Punkten unserer Motivationsstruktur gleichen. Grundlegende Gemeinsamkeiten unserer Bedürfnisse und Motive stellen als Teil unseres biologischen Erbes eine »uns Menschen verbindende Bezugsbasis« dar, wie der Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt nachwies³¹. Die Unterschiede bewegen sich in einem begrenzten Bereich, innerhalb dessen man von einer gemeinsamen Natur des Menschen sprechen kann.

Wollen wir an das Bild des Archipels anknüpfen und es anwenden auf die Landschaft menschlicher Interessen, von der wir unseren Ausgang nehmen, so bedarf es einer Korrektur. Die geographischen Verhältnisse im Ägäischen Meer, auf die Lyotards Vergleich anspielt, illustriert die Variabilität menschlicher Interessen unzutreffend. Es wäre stark übertrieben von mehreren Dutzend, ähnlich großen Inseln auszugehen. Eine Inselgruppe, die sich für einen Vergleich besser eig-

net, sind die Fidschi-Inseln. Auch hier handelt sich um einen Archipel, der eine große Zahl von Inseln umfasst. Darunter gibt es jedoch zwei Hauptinseln, Viti Levu und Vanua Levu, mit jeweils deutlich größerer Fläche. Im Hinblick auf die Gesellschaft entsprechen sie der überwiegenden Mehrheit, die größtenteils ähnliche Bedürfnisse und Motive besitzt, auch wenn sie bei jedem unterschiedlich stark ausgeprägt sind. In einigen Bereichen weisen die Motivationsstrukturen von Frauen und Männern markante Unterschiede auf, sodass von der Unterscheidung zweier benachbarter aber getrennter Inseln ausgegangen werden muss. Für diese beiden Hauptinseln lässt sich ein Konzept erarbeiten, das auf der durchschnittlichen Ausprägung weiblicher und männlicher Interessen aufbaut. Es deckt einen breiten Streuungsbereich der Interessen ab, in dem sich die überwiegende Zahl der Menschen wiederfindet. Damit kann dieses Konzept als Antwort dienen, die zwar nicht über eine allgemeine, immerhin aber über eine weitreichende Gültigkeit verfügt.

Ähnlichkeiten hat dieses Prozedere mit der Anfertigung medizinischer Schautafeln. Anhand der Darstellung *eines* menschlichen Körpers sollen diese den anatomischen Bau *des Menschen* erläutern. Einer modellhaften Abbildung traut man zu, die wesentlichen Bestandteile des Knochengerüsts, der Muskulatur oder des Gefäßsystems darzustellen. Die vereinfachte Darstellung des Schaubildes ist auf ihrer Abstraktionsebene allgemeingültig. Nichtsdestotrotz existieren zahlreiche individuelle Besonderheiten, die durch Chirurgen oder Physiotherapeuten zu berücksichtigen sind.

Neben Viti Levu und Vanua Levu gibt es viele weitere, winzige Inseln. Bei allen Bedürfnissen und Motiven kann es zu ungewöhnlichen Ausprägungsformen kommen. Sie existieren tatsächlich, manchmal auch nur als Karikatur. So stellt sich John Rawls einen Menschen vor, dessen einzige Freude darin besteht, Grashalme in verschiedenen geome-

trisch geformten Gebieten wie Parkflächen und gut instandgehaltenen Rasenstücken zu zählen³². Diese und ähnliche Sonderfälle lassen sich als Illustrationen für einen anderen Ansatz anführen: Rawls betont, dass Menschen verschiedene Ziele und Vorstellungen von ihrem Wohl haben. Die Pläne, die sie in ihrem Leben verfolgen, unterscheiden sich demnach sehr stark. Allgemein gültiges Ziel der Menschen könne es deshalb nur sein, »für sich das größtmögliche Maß gesellschaftlicher Grundgüter zu gewinnen, denn diese ermöglichen es ihnen, ihre Vorstellung von ihrem Wohl, welcher Art sie auch sei, am wirksamsten zu verwirklichen.« Das individuelle Verfolgen eigener Lebenspläne, das sich auf gesellschaftlicher Ebene im Streben aller nach Freiheit und materiellem Besitz erschöpft, findet im liberalen Kapitalismus eine geeignete Verwirklichungsbühne. Wer hier noch Luft nach oben sieht und von der Zukunft mehr als ein durch Gerechtigkeitsprinzipien nur mühsam zu bändigendes Hauen und Stechen erwartet, darf sich nicht von der Unübersichtlichkeit an der Oberfläche der Interessen beirren lassen. Er kann auf Kapitel 3 gespannt sein. Dort wird es darum gehen, zum Kern menschlichen Wollens vorzustoßen.

Auch wenn Ausnahmen wie Rawls Grashalmzähler hier unberücksichtigt bleiben, werden sie nicht als Anomalien vom »normalen« Typus des Menschen angesehen. Es wird am Ende keine Einheitsgröße definiert, in die sich jeder zwängen muss. *One size does not fit all*. Abweichungen vom Durchschnitt sind nicht zu nivellieren, wie es das *Social Engineering* bis Mitte des 20. Jahrhunderts zum Ziel hatte³³. Personen, die anders sind, dürfen anders bleiben. Viti Levu und Vanua Levu sind zwar die größten, aber nicht die einzig »legitimen« Inseln. Trotzdem ist es bei allem Respekt der Vielfalt gegenüber hilfreich, auch die breite Mehrheit im Blick zu behalten.

2.5 Grenzen

Dass einer Theorie der guten Gesellschaft, die sich aus unserer Ausgangsfrage heraus entwickeln lässt, Grenzen gesteckt sind, darauf sind wir inzwischen mehrfach aufmerksam geworden. Bevor wir endgültig aufbrechen, messen wir sie noch einmal ab, um uns später nicht unbeachtet den Kopf einzurennen.

1. Indem die Frage gestellt wird, wohin *wir wollen*, ist bereits im Prinzip über die Herangehensweise entschieden. Die Suche nach einer Antwort nimmt ihren Ausgang bei *unserem Wollen*. Hier beginnen wir, und weiter als dieses Wollen reicht, kommen wir nicht. Den Boden unserer Strebungen, Bedürfnisse und Motive werden wir nicht verlassen. Manche Wertvorstellung gibt es, die kaum an menschliche Interessen gebunden ist. (Zu nennen wäre hier beispielsweise ein Fortschrittsdenken, dem der Mensch nur als Zwischenschritt gilt und das seine Hoffnungen auf die Entwicklung einer ihn überwindenden, künstlichen und posthumanen Intelligenz setzt³⁴.) An solchen, den Menschen übersteigenden, »höheren« Werten werden wir nicht versuchen, uns weiterzuhangeln. Diese Bodenständigkeit hat ihre Vorteile: Am Ende werden wir ein Bild zeichnen können, das uns trotz aller nötigen Justierungen noch vertraut und wünschenswert erscheint. Zugleich sind wir dabei aber an das Inventar unserer Interessen gebunden, so wie wir sie gegenwärtig vorfinden. Dass Bedürfnisse und Motive veränderlich sind, bleibt unbeachtet. Sie können neu entstehen, wie das Erwachen sexuellen Verlangens in der Pubertät. Denkbar ist aber auch ihr Verlöschen. So existiert im Christentum die Vorstellung, nach der Auferstehung der Toten werde man nicht mehr heiraten³⁵. Der hier verfolgte Ansatz kann so weit nicht führen. Er

verfügt nicht über die Möglichkeit, sich vom menschlichen Wollen loszumachen.

2. Zwar verwendet man den Begriff der Gesellschaft auch für andere Lebewesen. (In Pflanzengesellschaften, dem Reitgras-Fichten-Buchenwald beispielsweise, finden sich verschiedene Pflanzenarten dauerhaft zu Gemeinschaften zusammen.) Sprechen wir von *Gesellschaft*, dann soll es jedoch hauptsächlich um Menschen gehen. Tiere und Pflanzen werden nur dort thematisiert, wo sich ihre und unsere Wege kreuzen. Aber auch außergewöhnliche menschliche Charaktere, die uns in überzeichneter Form als Karikaturen bekannt sind (z. B. der geldfixierte Dagobert Duck oder der verrückte Erfinder Daniel Düsentrieb), werden sich – so haben wir zuletzt bemerkt – in einem überschaubaren Theorierahmen nicht unterbringen lassen.
3. Um für viele Menschen Platz zu finden, die im Respekt der Natur gegenüber leben, ist es unabdingbar, dass jeder Einzelne bereit ist, seinem egoistischen Streben selbst Grenzen zu setzen. Eine Theorie kann diese Bereitschaft selbst nicht schaffen, sie muss sie voraussetzen. Und selbst wenn sie prinzipiell vorhanden ist, wird es bei Zielkonflikten schwierig sein, Kompromisse zu erzielen, die breite Zustimmung finden. Angesichts der unterschiedlich starken Ausprägung von Interessen kann der eine leichter auf etwas verzichten als der andere. Wer Fernreisen liebt, dem fällt es schwerer, dem Klima zuliebe Flugreisen aufzugeben als Tante Erna, die den Sommer in ihrem Schrebergarten verbringt.
4. Der »Widerstreit« zwischen Weltsichten, mit dem sich Lyotard auseinandersetzte, wird nicht enden, wenn man sich auf die Gemeinsamkeiten menschlicher Interessen besonnen hat. Er verlagert sich höchstens, zieht sich zurück aus dem Gebiet grundsätzlicherer Fragen. Raum für gesellschaftlichen Dissens wird vor allem dort

Wie sieht eine gute Zukunft für uns alle aus? Wohin wollen wir als Individuen, wohin als Gesellschaft? Und wie kommen wir dorthin?

Das Coronavirus, der Klimawandel – unser Alltag ist momentan von Krisen geprägt. Krisen erschüttern die Gesellschaft, regen aber gleichzeitig dazu an, das bisherige Leben zu hinterfragen. In jeder Krise stecken also eine Chance und eine Möglichkeit der Neuorientierung.

Doch welchen Kurs wollen wir einschlagen? Was macht ein »gutes Leben« überhaupt aus? Um diese Fragen gesamtgesellschaftlich zu beantworten, müssen die Interessen aller Beteiligten einbezogen werden – die von Menschen, aber auch die nichtmenschlicher Lebewesen. Michael Rosenthal greift zahlreiche wissenschaftliche Erkenntnisse auf und führt sie zu einem Ganzen zusammen. Dabei entsteht ein Bild, das eine Vorstellung davon vermittelt, was eine gute Gesellschaft ausmacht. Es lädt dazu ein, sich auf den Weg zu machen, um dem guten Leben, das auf Mitmensch und Natur Rücksicht nimmt, ein Stück näher zu kommen.

Michael Rosenthal, Jahrgang 1979, ist als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität Dresden tätig. Seit 2009 engagiert sich der Vater von vier Kindern zudem ehrenamtlich in der Kommunalpolitik. Lange suchte er nach einem Leitbild, an dem sich politische Entscheidungen ausrichten lassen. In seinem Buch »Wohin wollen wir?« gibt er eine mögliche Antwort.